

Kriegserfahrungen: Symposium im Triangel stieß mit unverstelltem Blick zahlreiche spannende Fragen zu Ostbelgiens Geschichte „neu“ an

# Auf der schwierigen Suche nach dem Selbst

41 St.VITH

War es in der Tragödie „Faust“ noch die Frage nach der Religion, die Johann Wolfgang von Goethe dem unbedarften Gretchen in den Mund legte, so ließe sich im Rückblick auf das Symposium zu „Kriegserfahrungen“ der Begriff Religion mühevoll gegen den Begriff Gesellschaft austauschen. Möglichst ergänzt um das Possessivpronomen „deine“. Also: „Nun sag, wie hast du's mit deiner Geschichte? Du bist ein herzlich guter Mann, allein ich glaub, du hältst nicht viel davon.“

VON NORBERT MEYERS

Nicht so in St.Vith, wo - erstmals überhaupt in solcher Dichte - alle namhaften Vertreter der „nachrückenden“ Historikergeneration sich einer vielschichtigen Fragestellung zu den beiden kriegereichen Katastrophen des vergangenen Jahrhunderts stellen. Drei Themenkomplexe zum Zeitraum 1914-1944-2014 wurden geleitet von insgesamt neun zentralen Leitsätzen - aus denen sich letztlich vor allem ein drängendes Anliegen herauskristalisieren sollte. „Auf der schwierigen Suche nach dem Selbst“ - so die Gretchenfrage aus dem Munde von Christoph Brüll.

**Bei der Namenssuche schöpft weiter jeder frei aus dem vagen Allerlei.**

Inwieweit färbt die Zeit von 1914 bis 1944 zuzüglich der von Zerrissenheit geprägten Nachkriegszeit auf die Identität der Ostbelgier ab? Zwar nicht die unmittelbare Aufgabenstellung der Redner, aber dennoch das unterschwellige Anliegen aller Protagonisten. Überlegungen, die vorrangig in die doppelte Erkenntnis mündeten, dass „es nicht nur eine Identität gibt (Carlo Lejeune) und dass „Identität nie abgeschlossen ist“ (Andreas Fickers).

Im Brennpunkt dieser (Spu- ren)suche „nach dem Selbst“



Johanna Gallo aus dem Ourgrund gehört zu jenen Familien, die vom Kriege gezeichnet wurden: Die Mutter und vier Geschwister fielen den Bomben zum Opfer, zwei weitere Brüder starben an der Front. „Ich werde bis heute nicht fertig damit.“  
Fotos: neomo.presse

standen naturgemäß jene, die die eigene Geschichte schlichtweg verschwiegen haben. Oder zumindest Menschen, die „im Nebel des Ver- und Schweigens aufgewachsen sind“ (Carlo Lejeune). Ganz im Sinne der Befriedung, da Ostbelgien eh „nicht wusste, wie es sich glaubhaft in den vielschichtigen Erinnerungsprozess zwischen Tabu und Trauma einfügen konnte oder sollte“ (Andreas Fickers).

Unbestritten wurde hierbei vieles angesprochen und angestoßen, vor allem da die „Enkel“-Generation besonders die sensible, zwiespältige und kontroverse Zwischen- und Nachkriegszeit mit unverstelltem Blick von der Patina der Geschichte zu befreien suchte. Gemeinsam richteten sie alle den unvermeintlichen Fokus auf einen Landstrich, der auch knapp ein Jahrhundert nach der Angliederung an das Königreich Belgien weiter intensiv auf brauchbarer Namenssuche ist. Weshalb die Definitionen aus beruflichem Munde durchaus um die Vortragsbezeichnung „con variazioni“ er-

kenntnis der Pädagogin. „Viele, die sich später als Opfer sahen, waren durchaus frei in ihren Optionen - und entschieden sich für eine Mitgliedschaft in NS-Organisationen.“ Klaus-Dieter Klausner, von Beruf Psychologe, beleuchtete vor allem das individuelle Trauma der Ardennenoffensive. „Was nicht an- oder ausgesprochen wurde, hat auch nicht stattgefunden“, so eine wesentliche Wahrnehmung in den Nachkriegsjahren (teils sogar bis weit in die ostbelgische Moderne hinein). „Die Menschen haben sich in ihrer posttraumatischen Hilflosigkeit und Beklemmung der Aufarbeitung schlichtweg verweigert.“ Fazit: Verdrängen, verschweigen, vergessen!

Stattdessen kollektiver Rückzug in den Wiederaufbau... und in die Kirche, die Raum bot für Trauer und Trost. Nach Flucht und Vertreibung stand die Zivilbevölkerung bei ihrer Rückkehr vor einem Trümmerfeld, fasste sie nerselbst Peter Quadflieg das triste Bild jener Zeit in Worte. Eine oftmals doppelt moti-

vierte Flucht - um sich in Sicherheit zu bringen oder um in die frühere Heimat zurückzukehren. Wobei der Eifel infolge der Zerstörungen im Winter 1944-45 faktisch die Lebensgrundlage entzogen war. Eine Gegend, die einen erschreckend hohen Blutzoll zahlen musste: Im Kanton St.Vith fanden in den fünf Kriegsjahren über 2.500 Zivilisten den Tod, „das waren ca. zehn Prozent der Bevölkerung.“

**Im Kanton St.Vith starben in den fünf Kriegsjahren über 2.500 Zivilisten.**

Ein mörderischer Winter, als apokalyptische Apotheose vor der eigenen Haustür - nachdem in den Jahren zuvor die Todesmeldungen von den unterschiedlichen Fronten ein- fach nicht mehr abreißen wollten. Nur: Woran durfte sich die vom mehrfachen Grenz- und Staatenwechsel gezeichnete Bevölkerung letzt-

lich erinnern? Und vor allem wie... Eine Facette betraf zweifellos „die willkommene Opferrolle in der Ardennenoffensive, die den Jubel vier Jahre zuvor überbünchen sollte“ (Carlo Lejeune). Die Folge: Aus der Opferperspektive erwuchs ein Minderwertigkeitskomplex (Christoph Brüll), „da die Kantone sich auf sich selbst zurückzogen“. Jedenfalls wurde die Integrationspolitik „ein Misserfolg, wie er größer nicht hätte sein können.“

Hierbei nahm die Suche nach dem Selbst bizarre, ja radikale Formen an bis hin zur Selbstfranzösisierung in Eupen, die den Bemühungen von staatlicher Seite weit voraus war. Bezeichnend war in diesem Kontext auch die Spiegelfindung der Belgien- und Deutschlandbilder in der hiesigen Nachkriegsgesellschaft, für die „die Grenzschieflung eine Maßnahme war, um die ostbelgische Bevölkerung vor sich selbst zu schützen“. Der Hintergrund: „Uns fehlte das Vaterland - da war eine Lücke“.

**Objekte Erinnerung bleibt notgedrungen reines Wunschdenken.**

Die unmittelbarste Annäherung ans Thema gelang, nicht unerwartet, Andreas Fickers mit seinem Rückgriff auf die strittige Sendung „De Nieuwe Orde“ von Maurice De Wilde. Namentlich die Interviews mit Kollaborateuren beschworen knisternde Spannung im Auditorium herauf. „Ich war Nationalist und bin es heute noch...“ Worte von Erich Mießen aus Eupen, dessen Frau diese Aussage von der Küche aus mit dem erschreckten „Mein Gott“ unterlegte. Ein spontan eingefangener O-Ton, der die ideologische Zerrissenheit innerhalb vieler Familien vor Ohren führte. Und auch Josef Heinskill aus Hüllscheid hatte „nichts zu bereuen“ - vor allem auch da „ich nicht weiß, wie ein Belgier fühlt“. Ende der Nachricht! Audio-visuelle Dokumente, mit denen aber zugleich die Wertigkeit von Zeitzeugen hinterfragt wurde. Es gebe nun mal „keine objektive Erinnerung“, zitierte der Dozent das Exposé von Martin Sabrow: „Der Zeitzuge als Wanderer zwischen zwei Wel-

ten.“

# Kriegserfahrungen: Bei der Identitätssuche bewusst bis zum Ersten Weltkrieg zurückgeblättert

## Sensibler „modus vivendi“ der Erinnerung

© St.VITH

Die größte inhaltliche Spannung lag zweifellos über dem ersten Themenkomplex des Tages mit seiner bis dato öffentlich kaum gestellten Frage, wie der Erste Weltkrieg den Lebensalltag in den damals deutschen Kantonen Eupen-Malmédy veränderte. Für den Landstrich am äußersten Zipfel des Reiches („an einer Grenze, die als Folge des Wiener Kongresses kaum 100 Jahre alt war“) war es „eine starke Zäsur“, skizzierte Bernd Lie-mann die Stimmungslage im Grenzraum. Ohne die ansonsten vielfach gängige genetische oder geopolitische Verankerung „vor Ort“ und somit auch ohne emotionalen Ballast ging der Münsterländer

seine Analyse an „Von Kriegserbeisterung war gerade im ländlichen Raum nur wenig zu spüren, eher schon Besorgnis angesichts der vielen gewachsenen Kontakte nach Belgien“. Damit nicht genug: „Im hiesigen Landstrich war in den Juli- und Augusttagen 1914 besonders die Angst vor einer französischen Invasion im Vordergrund auf den deutschen Aufmarsch stark ausgeprägt.“

Els Herrebout und René Rohrkamp warteten ihrerseits im Rückgriff u.a. auf die so genannten „Kahn-Akten“ mit erschütternden Zahlen zu den regionalen Soldaten und besonders Opfern im Ersten Weltkrieg auf. Mobilisiert wurden rund 15 Prozent der damals 63.658 Personen zählen-

den Bevölkerung in beiden Kantonen, heißt: den heutigen neun deutschsprachigen Gemeinden plus Malmédy und Weismes. Das bereits damals ausgeprägte soziale Gefälle zwischen „Nord“ und „Süd“ unterstrich die vornehmliche berufliche Herkunft der Soldaten einerseits in Eupen aus der Arbeiterschicht (57 Prozent), andererseits in Malmédy/St.Vith aus der Landwirtschaft (63 Prozent). Freilich bleibt zu ergründen, wieso die Zahl der Gefallenen aus dem „Süden“ mit 61 Prozent deutlich höher lag als im Norden (38 Prozent).

Dem „modus vivendi“ der Erinnerung an den Ersten Weltkrieg spürte Philippe Beck nach - einerseits in Denkmä-

lern, andererseits in der Literatur. „Nationalistische Gedenkformen waren nach 1919/20 in Neu-Belgien nicht möglich, weshalb Architektur, Skulptur und Inschrift der Denkmäler (deren Errichtung zudem zeitlich recht weit hinausgeschoben wurde) durchweg neutral gehalten waren“ - bedingt durch eine „zumindest behutsame Steuerung der Erinnerungspolitik“. Noch spärlicher und späteren Niederschlag fand die „Aufarbeitung“ der Geschichte von 1914 bis 1918 in Buchform, wo einzig Erich Peters in den Erinnerungsbüchern zum Infanterieregiment Nr. 28 und Peter Schmitz in seinem Roman „Golgotha“ den Blick zurück-



Als ältester Teilnehmer am Symposium war der 100-jährige Alois Haep, am 21. Oktober 1914 in Berterath geboren, ein beehrter Gesprächspartner.

# „Alles andere wäre ein Verrat an unsern Eltern“

© ST.VITH

VON NORBERT MEYERS

„Wir wollen erinnern, jedoch zugleich Hintergründe und Zusammenhänge beleuchten und zu ergründen suchen, inwieweit unsere Gegenwart bewusst oder unbewusst von jenen Geschehnissen und ihren unmittelbaren Auswirkungen geprägt ist“, umriss Klaus-Dieter Klausler als Vorsitzender des Geschichtsvereins „Zwischen Venn und Schneifel Philosophie und Strategie der Fachtagung im Rahmen der Reihe „Kriegserfahrungen“.

Wozu die Wissenschaftler sich „gerne von der wissenschaftlichen Nabelschau losagten und den eifenbeineren Turm der Forschung verließen“, so Els Herrebut, Leiterin des Staatsarchivs. Mit anderen Worten: „Wissenschaft trifft Bildungsbürger, einst ein allseits angesehener Begriff, heute vielfach verpönt und gar totesagt.“ Und dann übte sie den Schlußschluss mit Johann Wolfgang von Goethe: „Wo käme die schönste Bildung her, wenn sie nicht vom Bürger wär.“

## Vortragsreihe lockte rund 400 Zuhörer in das Triangel, die ein großes geschichtliches Interesse mitbrachten.

In diesem Sinne legte das Auditorium eine vorbildliche Aufmerksamkeit an den Tag - selbst nach knapp fünf Stunden netto Vortrags- und Debattezeit. Jedenfalls stießen die neun Historiker mit ihrem ausgewiesenen Engagement für das regionale Geschichtsbewusstsein auf ein Publikum, das dieses Bewusstsein (oder zumindest Interesse) nachdrücklich spiegelte. Von daher traf die ungewöhnliche Initiative des Rotary-Clubs StVith/Eifel (in bis dato einmaliger Partnerschaft mit Geschichtsverein und Staatsarchiv) bei den ca. 400 Gästen voll ins Schwarze. Den Impuls innerhalb des Clubs hatte vor einhalb Jahren namentlich Josef Haas gegeben. Seine Motivation: „Wir als Nachfolgege-

neration sind maßgeblich durch die Geschehnisse von Mitte der dreißiger bis Mitte der fünfziger Jahre geprägt worden. Und somit verpflichtet, die Erkenntnisse zu dieser düsteren Epoche an unsere Kinder weiterzugeben. Alles andere wäre ein Verrat an unseren (Groß)eltern. Wir betrachten dies als tiefe moralische Verpflichtung.“ Eine selbst gestellte Verpflichtung, bei deren Umsetzung ihm als Triebfedern unter den Rotariern, besonders Ralph Urfels und Curt Meurer zur Hand gingen. Nicht weniger wichtig war die Mobilisierung in puncto Sponsoring, das erst diese „geballte Ladung“ an regionaler Geschichtserarbeitung möglich machte.

Eine Erarbeitung, zu der auch das Plenum seinen Teil beisteuerte - mit mal spannenden und ergänzenden, mal aber auch durchaus kontroversen Stichworten. Genannt sei etwa die didaktisch-pädagogische Annäherung im Unterricht, die materielle Not in den kinderreichen Familien der Eifel unmittelbar vor dem Ersten Weltkrieg (in „Preußens Sibirien“), das Engagement der Frauen, Mütter und Witwen gerade nach dem Zweiten Weltkrieg, als sie vielfach auf sich allein gestellt waren, das parteipolitische Selbstverständnis von Malmedy in der Zwischenkriegszeit, die ideologische „Funktion“ der Luxemburger Lehrer in der Nachkriegszeit oder auch die Rolle der Kirche im Zuge der Erinnerungskultur nach dem Zweiten Weltkrieg.

Letztlich sahen sich alle gemeinsam (hierunter auch zahlreiche hochrangige Vertreter aus Politik, Wissenschaft, Kirche, Kultur... aus dem belgisch-deutsch-luxemburgischen Grenzraum) berufen im Dienst „gegen die (drohende) Geschichtsvergesslichkeit“, selbst wenn Andreas Fickers auf eine Frage aus dem Publikum klarstellte, „dass jede Generation andere Fragen an die Geschichte, an die Vergangenheit hat“.

Zugleich verwies er darauf, dass es „noch nie so viele ostbelgische Studenten der Generation an den Universitäten im Lande respektive in den unmittelbaren Nachbarländern gegeben hat“.



Der Impuls zur Reihe „Kriegserfahrungen“ ging innerhalb des Rotary-Clubs von Josef Haas (links) aus, hier mit Ernst Thommesen, selbst ein Kriegskind, das zum Zeitpunkt der Ardennenoffensive respektive der Eifel-

Initiative nach Inkenntnis

Erst nach Prozess